

## Ein Sieger im ökumenischen Geist

Ein Text von Georges Casalis zur Berliner Ökumene 1946

Georges Casalis, 1917 in Paris geboren und in Reims aufgewachsen, hatte von 1935 an in Paris Theologie studiert; ein Studienaufenthalt bei Karl Barth in Basel 1937/38 brachte ihn mit Studenten und Vikaren der deutschen Bekennenden Kirche zusammen und prägte ihn auch dadurch tief. Hatte er, beeinflusst von den Erlebnissen seines Vaters im Ersten Weltkrieg, seinen Wehrdienst als Krankenpfleger leisten wollen, so entschied er sich 1939 in der Konsequenz seiner Interpretation des Nationalsozialismus als Gewalt des Bösen für den Waffendienst und begann eine Ausbildung als Aufklärungsflyer. Nachdem im Sommer 1940 sein Versuch, de Gaulle nach London zu folgen, gescheitert war, wurde er in der von den Deutschen noch nicht besetzten Zone Frankreichs Generalsekretär der protestantisch orientierten Studentenvereinigung. Seine Mitarbeit in der Résistance in Lyon brachte ihn und seine Frau Dorothee Casalis-Thurneysen in Gefahr, so daß sie im Sommer 1943 die Stadt verlassen mußten; Casalis wurde danach Pfarrer in der kleinen Vendée-Gemeinde Moncoutant, in der Juden und Kommunisten Zuflucht gefunden hatten.<sup>1</sup>

Bereits im Herbst 1945 fordert Kirchenbundpräsident Marc Boegner Casalis auf, nach Deutschland zu gehen, um an einer Versöhnung zwischen den französischen und deutschen Kirchen und Völkern mitzuwirken, da er wie nur wenige Franzosen den Kampf der BK verstanden und unterstützt habe. Nach einigen Monaten Aufenthalt im französischen Hauptquartier in Baden-Baden, wo er schnell zu der Erkenntnis kommt, daß es „leichter ist, besiegt zu werden, als Sieger zu sein“<sup>2</sup>, wird Casalis als Militärpfarrer nach Berlin versetzt: „Dort bin ich zu Beginn des Jahres (1946) angekommen, gerade rechtzeitig für den ersten Gottesdienst zum ‚Gedächtnis Bonhoeffers‘ in Dahlem.“<sup>3</sup>

Die Botschaft, aus der er lebt und durch die er sich den Besiegten verpflichtet weiß, hatte er im Dezember zuvor in einem Vortrag vor Göppinger Jugendlichen so formuliert:

*„Das erste, was uns heute abend vereint, ist, daß wir gemeinsam, ihr Deutsche und ich als Franzose, Glieder derselben Kirche sind, dieses Leibes Jesu Christi, der sich über alle Unterschiede der Sprachen, der Rassen, der Grenzen hinweg erstreckt, Glieder derselben Gemeinschaft mit unserem auferweckten Herrn. ‚Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe‘ – das ist unser gemeinsamer Reichtum, das ist, was wir alle haben, oder vielmehr, was wir alle gemeinsam täglich empfangen aus der Gnade Gottes. Und welches auch unsere Vergangenheit, unsere Gegenwart oder unsere Zukunft sei, keiner wird es dazu bringen, daß dies zum Besitz der einen unter Ausschließung der anderen wird, zum Vorteil oder zur Überlegenheit eines Volkes zuungunsten der anderen, zur Beute aus einer Rivalität oder einem Kampf zwischen den Menschen. Denn es handelt sich hier um etwas, nein, um Einen, der über uns allen ist, frei gegenüber uns allen, und der, indem er uns zu sich zieht, uns miteinander vereinigen will durch ‚das Band des Friedens‘ (Eph 4,3).“ Und: „Die Befreiung mußte von außen kommen, es mußte diese wundersame Invasion ins Leben geben, es mußte Einer bereit sein zu sterben, damit wir wieder Menschen würden: also ist*

*Jesus Christus gekommen, er ist gestorben unter dem Gewicht unserer Versklavung, und er ist auferstanden, indem er für uns den Sieg über die Sünde, den Teufel und den Tod davongetragen hat. Das ist die Entscheidung Gottes für uns“ – das „einzige Fundament eines wahren Wiederaufbaus der Welt“ ist damit gelegt.<sup>4</sup>*

Freier Herr Christus, definitive Befreiungstat Gottes, ökumenische Existenz der gnädig erhaltenen Gemeinde: als Sieger in *diesem* Geist kommt Casalis in der Zeit des Fraternalisierungsverbotes nach Berlin, und bis zu seiner Abberufung im Mai 1950 wird er bemüht bleiben, „auch in der schweren und zweideutigen Situation der Besetzung nach ökumenischer Gemeinschaft (zu) fragen und (zu) suchen.“<sup>5</sup> Auf dieser Suche nach den Geschwistern hört er zunächst Bonhoeffer und findet dann sogleich die BK. Deren Erbe und Auftrag sieht er vor allem durch die Gruppe „junger Draufgänger“ – er nennt 1946 etwa Eberhard Bethge, Karl Albrecht Denstedt, Winfried Maechler, Rudolf Weckerling, Horst Symanowski, später auch noch andere – ernstgenommen, die, anders als manche doch wirklichen „Helden des geistlichen Widerstandes“<sup>6</sup>, sich nicht damit begnügen, sich dem Nationalsozialismus entgegengestellt zu haben, sondern die nun gegen gesellschaftliche und kirchliche Restauration kämpfen: gegen lutherischen Konfessionalismus und klerikalen Liturgismus, gegen das von Otto Dibelius autoritär geführte Bischofsamt, gegen die Bildung einer christlichen Partei, gegen das die kirchliche Macht absichernde Kirchensteuersystem, für ein Bekenntnis zur deutschen Schuld und die Fortentwicklung der Stuttgarter Erklärung, für ein beharrliches Suchen nach einem dritten Weg aus den – wie Casalis formuliert – Totalitarismen des Geldes einerseits und des Staates andererseits heraus hin zu „einer Welt, wo das Evangelium sein Wort zu sagen hätte, statt verachtet zu werden, und zwar sowohl von jenen, die vor ihm zwischen zwei Börsencoups den Hut ziehen, als auch von jenen, die es übergehen als Überrest einer überholten Zivilisation.“<sup>7</sup>

Das Ereignis ökumenischer Gemeinschaft, das Casalis in diesem gemeinsamen Bekennen mit den Deutschen erfährt, beschreibt er im Juni 1946 in seinen Auswirkungen so:

*„Ich bin außerordentlich glücklich und bewegt, daß diese kleine Gruppe mich vollkommen adoptiert hat und mich selbst in ihre vertraulichsten Sitzungen einlädt. Ich fühle mich in vollständiger Gemeinschaft des Denkens und des Glaubens mit ihnen. Ich zögere nicht, hier zu sagen, daß ich wie einer von ihnen spreche – so sehr habe ich das Gefühl, daß dieser Kampf, in dem wir gemeinsam engagiert sind, die Grenzen einer Nation oder einer einzelnen Kirche überschreitet.“<sup>8</sup>*

Daß dieses ökumenische Ereignis echt ist, beweist sich durch seine kritische Kraft, die nicht nur vor Augen liegende Grenzen fallen, sondern andere allererst ins Bewußtsein treten läßt. „In Berlin, im Jahr 1946, haben mir meine deutschen Freunde den Dienst geleistet, mich im Konkreten verstehen zu lassen, daß der Patriotismus untrennbar mit der Hellsichtigkeit verbunden ist“, schreibt Casalis vier Jahrzehnte später und berichtet dabei von der Kritik, die sie an der Kolonialpolitik Frankreichs übten, welche im November 1946 zur Bombardierung Haiphongs geführt und mindestens 6 000 Vietnamesen ihr Leben gekostet hatte.<sup>9</sup> Aber auch hinsichtlich der Besatzungspolitik Frankreichs gegenüber Deutschland kann Casalis dank der Begegnung mit jenen Deutschen rasch „Hellsichtigkeit“ entwickeln. Hatte er in Baden-Baden im November 1945 noch ganz in Übereinstimmung mit dem französischen Absicherungsbedürfnis notiert: „wir müssen immer über den Rhein

wachen“<sup>10</sup>, so erkennt er in Berlin zunehmend deutlicher, daß nicht bleibende Besetzung und Zerstückelung Deutschlands im Sinne de Gaulles das Ergebnis zweier Weltkriege sein dürfen, sondern daß, auch im Interesse Frankreichs selbst, vielmehr in „Großzügigkeit“ gemeinsam mit dem deutschen Volk eine Ordnung des Friedens geschaffen werden müsse. Am 15. Januar 1947 formuliert er seine kritische Einsicht: *„Es gäbe übrigens viel über unsere Okkupationspolitik im allgemeinen zu sagen: es scheint, daß es keine genau definierte Linie gibt und daß wir uns in manchen Fällen eher durch Ressentiments als durch eine sehr klare Sicht des verfolgten Zieles leiten lassen. (In dieser Hinsicht ist es auffallend festzustellen, daß die Männer, die die zwei Kriege mitgemacht oder erlebt haben, besonders wenig geneigt oder vielleicht wenig fähig sind, das deutsche Problem und die internationale Lage in aller Objektivität zu betrachten: ich fürchte, daß man sich an veraltete Positionen klammert und so vergangene Gefahren bekämpft und eine Zukunft vorbereitet, in der Frankreich, da es ihm an Großzügigkeit mangelt, schwer seinen Platz finden wird.)“*<sup>11</sup>

Wer als „Vertreter einer Kirche des Auslandes und Mitglied einer Besatzungsmacht“ sich der ökumenischen Gemeinschaft im Ernst auszusetzen bereit ist, dem geschieht Befreiung, aber unter den Verhältnissen dieser Welt zugleich auch Leid: auch Casalis gehört 1946 zu denen, die es aushalten müssen, daß ihnen „die Deutschen vorwerfen, sie seien Nationalisten, und ihre eigene Militärregierung, sie seien den Deutschen gegenüber zu freundlich.“<sup>12</sup>

Mit diesen knappen Andeutungen soll auf die *innere Voraussetzung* des hier in Übersetzung gebotenen Artikels „Berliner Ökumene“ hingewiesen sein: weil Casalis in der Verbindlichkeit des ökumenischen Ereignisses lebt, darf sein Bericht zum Zeugnis werden, das damals und noch heute aufruft zum Bezeugen unseres „Gottes am Werk“<sup>13</sup>.

Der Artikel, vermutlich am 10. Januar 1947 abgeschlossen und im maschinenschriftlichen Durchschlag mit dem Zusatz „Für die Nummer der ‚Woche der Einheit‘“ versehen, erschien am 25. Januar 1947 in der Wochenzeitung des französischen Protestantismus „Réforme“. Unter der Überschrift „OECUMENISME BERLINOIS“ folgen zunächst zwei Photos, die skeptischen Franzosen daheim dokumentieren sollen, was Casalis beschreibt: die deutsche Reichshauptstadt liegt tatsächlich in Trümmern – „Eine ergreifende Ansicht des Stadtteils Charlottenburg in Berlin“ –, und dort, wo der Terror über die Welt seinen Ausgang genommen hatte und wo nach dem Fall von Paris frenetisch gejubelt worden war, treiben zwei Frauen und ein Mann nun Ackerbau – „Kartoffeln im Schatten des Reichstags“.

Viele Ergänzungen aus Texten von Casalis selbst und von anderen ließen sich nun zur noch näheren Information über die im „Berliner Ökumene“-Artikel genannten Ereignisse anfügen – etwa zu den einzelnen Besuchern aus der westlichen Christenheit und ihrer doch nur „manchmal... sehr bedeutenden Botschaft“; oder zur Casalis bewegenden Einführung von Superintendent Martin Albertz als „Geistlicher Inspektor“ der französisch reformierten Gemeinden der Mark Brandenburg“<sup>14</sup> unter Verpflichtung auf das Bekenntnis der ersten französischen National-synode (seit 1571 „Confession de la Rochelle“); oder noch zu einigen Ereignissen der von Casalis schon damals so stark geforderten ökumenischen Begegnung an der Basis – „im begrenzten und wirklichen Rahmen der deutschen Gemeinden“;

schließlich ließe sich vom „beträchtlichen Schock“ erzählen, den die Besuche von Thurneysen und Barth im Juli 1946 auf die „der Theologie beraubten Kirche“ Berlins ausgeübt haben<sup>15</sup>: dazu indes ist hier kein Raum und für das Verstehen des Textes selbst wohl auch keine Notwendigkeit. Nur dessen beide letzte Abschnitte über die „Unmöglichkeit . . ., qualifizierte Vertreter der gegenwärtigen russischen Kirche zu erreichen“, bedürfen vielleicht einer Erläuterung.<sup>16</sup>

Die russischen Emigrantengemeinden spalteten sich nach der Oktoberrevolution: während die einen das Moskauer Patriarchat weiterhin anerkannten, versagten ihm andere den Gehorsam, und zwar vor allem infolge der vom Moskauer Patriarchen Tichon seit 1919 verkündeten und 1923 noch einmal erneuerten Loyalitätserklärung der Kirche gegenüber der Sowjetregierung. Sie unterstellten sich statt dessen der im Herbst 1921 konstituierten „Bischofssynode der Russischen Auslandskirchen“ von Karlovcy unter Leitung von Metropolit Antonij, deren Anspruch dahin ging, die einzige freie Stimme der Russisch-Orthodoxen Kirche zu sein und die zugleich auch die Rückkehr der Romanovs auf den Thron forderte. Im Auftrag des Moskauer Patriarchats, das der Karlowitzer Synode vergeblich die Auflösung befohlen hatte, versuchte Metropolit Evlogij zunächst von Berlin, dann von Paris aus, die Auslandsgemeinden zu sammeln. In Berlin wandte sich Bischof Tichon seit 1924 zunehmend den Karlowitzern zu; diese erklärten 1926 Deutschland zu einer selbständigen Eparchie unter ihrer Jurisdiktion, als Bischof wurde Tichon bestätigt. In Nazi-Deutschland erhielt die „Russisch-Orthodoxe Diözese des Bischofs von Berlin und Deutschland“ öffentliche Körperschaftsrechte, mit Hilfe nationalsozialistischer Instanzen gelang es Bischof Tichon außerdem, die meisten orthodoxen Gemeinden einzugliedern; nur drei, darunter eine in Berlin, standen am Ende des Zweiten Weltkriegs noch unter der Leitung von Metropolit Evlogij. Dieser jedoch war bereits 1930 vom Moskauer Patriarchat seiner Ämter enthoben worden, nachdem er in England zusammen mit dem Erzbischof von Canterbury für die leidende Kirche in der Sowjetunion öffentlich gebetet hatte. Er unterstellte sich daraufhin, gefolgt von den allermeisten seiner Priester und 75 Gemeinden in Frankreich, Belgien und Deutschland, dem Patriarchat von Konstantinopel; in der Hoffnung auf eine Wiederannäherung an die russische Kirche sollte dies allerdings nur „auf Zeit“ geschehen. Sofort nach dem Krieg wurde auf sein Gesuch hin die Wiedervereinigung mit dem Moskauer Patriarchat tatsächlich vollzogen, nach seinem Tod indes beschloß im Oktober 1946 eine westeuropäische Diözesanversammlung die Abwendung von Moskau und die erneute Unterstellung unter das Ökumenische Patriarchat. In Berlin selbst wie auch in der russischen Besatzungszone erhielt 1945/46 das Moskauer Patriarchat die Nutzungsrechte über die verbliebenen kirchlichen Einrichtungen; die führenden Vertreter der Karlowitzer Synode zugehörigen Gemeinden hatten Berlin gegen Ende des Zweiten Weltkriegs verlassen.

Ist damit die komplizierte Geschichte der russisch-orthodoxen Emigranten, die Casalis in seinem Artikel unbarmherzig als „die Repräsentanten einer vorübergehend wieder zum Leben erweckten Vergangenheit“ bezeichnet, angedeutet, so stellt sich die Frage nach „der gegenwärtigen russischen Kirche“, deren „anderem Gesicht“ Casalis in Berlin vor allem zu begegnen trachtet. Erste Versuche schlugen fehl, hoffnungsvoll schreibt er dann jedoch unterm 15. Juni 1946: „Beharrlich setze ich unfruchtbare Anstrengungen zum Kontakt mit den Russen fort. Es scheint mir

auch da eine baldige Möglichkeit zu geben“; gleichzeitig kann er berichten, daß der nächste für den 30. Juni angesetzte ökumenische Gottesdienst von ihm „in Verbindung mit dem russisch-orthodoxen Erzbischof Alexander und den deutschen Kreisen“ derzeit vorbereitet werde: dieser sowie Heinrich Vogel und Casalis selbst würden predigen.<sup>17</sup> Während der Berliner „Tagesspiegel“ dann am 6. Juli meldet, daß „der russische Geistliche an der Teilnahme verhindert war“, schreibt Casalis: „Im letzten Moment wurde der russische Erzbischof Alexander, der das Wort ergreifen sollte, geheimnisvollerweise verhindert, am Gottesdienst teilzunehmen.“<sup>18</sup>

„Geheimnisvollerweise“: dem Verdacht, es könne das unentschuldigte Ausbleiben des Bischofs auf sowjetisches Anraten hin erfolgt sein und insofern die Unterordnung kirchlichen Handelns unter staatliche Interessen – nach Casalis’ tieferer Analyse geht es eher um staatliche Ängste – signalisieren, ist Raum gegeben, und eben dieses schwelende und verzehrende gegenseitige Mißtrauen ist Teil des „Dramas der modernen Christenheit“, denn es ist Ungehorsam gegenüber dem „Gott am Werk“, der alle seine Verstreuten sammeln und gegen das „Drama der Welt unserer Tage“ zugleich auch aufbieten will. Nicht nämlich erst in der heißen Phase des Kalten Krieges, sondern bereits 1945 und 1946 wird ja mit dem Dritten Weltkrieg als einer Möglichkeit von vielen Menschen gerechnet, und Casalis wird nicht müde, diese Gefahr über die Monate hinweg zu analysieren. Weil er dabei erkennt, daß „das Schweigen oder Mißtrauen“ zwischen den „fünf hier fortwährend einander gegenüberstehenden Völkern“ sich immer wieder konfliktverschärfend auswirkt, ist sein Drängen auf einen „brüderlichen Dialog“ so stürmisch: Im Prozeß des „Suchens nach ein- und derselben Wahrheit“ könnte die Weltchristenheit nicht nur zu sich selbst kommen, sondern dürfte ineins damit schon jetzt auch exemplarisch existieren. Vom „Band des Friedens“ zusammengehalten, wäre und wirkte sie Frieden – und dann sicherlich auch mehr Gerechtigkeit unter den Völkern. Daß zu dieser Casalis schon damals so deutlich vor Augen stehenden zweiten Aufgabe die ernsthafte Auseinandersetzung im Westen mit dem „positiven Element der kommunistischen Lehre und Aktion“<sup>19</sup> erforderlich wäre und daß dabei gerade die russische Kirche mit ihren mancherlei Erfahrungen seit der Oktoberrevolution Differenziertes beizutragen hätte, ist seine Überzeugung. Und auch deshalb weiß, drängt und mahnt er, daß die „Kirche sich nicht erfüllen wird ohne die Kirche von Rußland“.

So, wie die Verhältnisse damals geworden waren, konnte die Russisch-Orthodoxe Kirche das „ökumenische Gespräch“ in der Casalis’schen Freiheit und Verbindlichkeit wohl nicht führen: nach den Opfern und der Umorientierung, die ihr innerhalb von nur drei Jahrzehnten abverlangt worden waren und nach dem deutschen Terror, den das russische Volk insgesamt erlitten und mit der Roten Armee besiegt hatte, war sie zu geschwächt, als daß sie einen erneuten Verdacht patriotischer Unzuverlässigkeit hätte auf sich nehmen können. Aber auch in den Kirchen des Westens war die Kraft zum ökumenischen Dialog im ernststen Sinn ja doch nur schwach entwickelt, was mit der Konfliktverschärfung zwischen den Alliierten bald darauf immer deutlicher zu Tage trat.

Das Häuflein derer, die – die Menschheit „auf die Katastrophe zurennen“ sehend – in den Riß zwischen die Blöcke treten wollten, war in der Frontstadt Berlin klein, Casalis und die „jungen Draufgänger“ gehörten zweifellos zu ihm dazu. Daß sie „unterwegs“<sup>20</sup> bleiben konnten, war auch dem *ökumenischen Ereignis* am

*Anfang* zu verdanken. Denn in ihrem Dialog und gemeinsamen Bekennen war der „Kreis des Hasses“<sup>21</sup>, in den Deutschland damals eingeschlossen war und der auch sie voneinander hätte trennen können, durchbrochen worden.

Kurt Anshütz

Georges Casalis, *BERLINER ÖKUMENE*

Wer einige Zeit in den Ruinen von Berlin gelebt hat und aufgrund seiner Beschäftigung täglich kilometerlang durch Straßen mit Gespensterhäusern gehen muß; wen der Greuel der Bombardierungen stets aufs Neue heimsucht, wenn er die Auswirkungen sieht; wer sich einmal die Mühe macht, mit den Deutschen in ihren üblichen Transportmitteln zusammenzusein; wer eine Anstrengung zu eindringendem Erkennen unternimmt, damit er versteht, unter welch fürchterlichen Bedingungen 60 % der Berliner Bevölkerung wohnen, leben und sterben; wer diese Frauen mit den niedergeschlagenen Augen und mit ihren verrückt machenden Erinnerungen, diese wenigen und gedemütigten Männer, diese zahllosen und unerträglichen Kinder betrachtet; wer zuhört, bevor er spricht, betrachtet, bevor er schreibt und sich informiert, bevor er betet – der muß durch eine Tatsache sehr beeindruckt sein: der deutsche Mensch, in seiner Verzweiflung und seinen falschen Illusionen, in seinem Verfall und seinem Nihilismus, stellt heute in Europa einen wahren Menschentyp dar; er ist, ob wir es wollen oder nicht, ob er es weiß oder nicht, das sichtbarste Zeichen für das, was die Menschheit vor Gott ist: verloren durch ihren Stolz, zugrunde gerichtet durch ihren Wahnsinn, auf die Katastrophe zurennend, wenn ihr nicht eine Hilfe gebracht wird, wenn ihr nicht eine Botschaft übermittelt wird, die ihr Leben erleuchtet, wenn nicht jemand ihre Existenz lenkt, ihre Wunden verbindet und ihre Ruinen wiederaufbaut.

Das deutsche Chaos ist heute für den, der es mit den Augen des Glaubens betrachtet, eine erschütternde Beweisführung für die Unmöglichkeit, in der sich die Welt befindet, sich wieder aufzubauen, sich durch ihre eigenen Anstrengungen den Frieden wiederzugeben. Es ist eine Ordnung nötig, die von anderswoher kommt, ein Fundament, das nicht schwankt. Dies ist hier die Schlußfolgerung aus manchem Gespräch mit den Deutschen und zwischen Nichtdeutschen. Die Berliner Situation ist derart, daß sie die gleichgültigsten unter den Menschen, die vollkommen außerhalb des christlichen Glaubens Stehenden beinahe mit Notwendigkeit dazu führt, sich die metaphysische oder geistliche Frage zu stellen. Und man erlebt wunderliche Anstrengungen unserer „weltlichen“ Franzosen, die entdecken wollen, was das Evangelium wohl sein kann.

Fünf Völker stehen hier fortwährend einander gegenüber, und trotz all dem, was sie trennt, trotz aller Zweideutigkeiten, Schwierigkeiten und Härten der Besetzung, trotz der Verständnislosigkeit, der Zusammenstöße und der vergifteten Ergebnisse vergangener oder derzeitiger Fehlentscheidungen achten sie sich, versuchen sie, sich zu verstehen und jeder auf seine Weise eine Botschaft von seinem Nachbarn zu empfangen. Dies aber ist unter ökumenischem Gesichtspunkt eine äußerst verheißungsvolle Situation, sofern die Christen bereit sind, nicht blinder als die politischen oder militärischen Oberhäupter zu sein: Christ zu sein in Berlin, das bedeutet notwendigerweise ein ökumenisches Leben zu führen, denn wenn sie nicht in ihrem

Schneckenhaus zurückgezogen bleiben wollen, sind die Christen von Berlin, welches auch immer ihre Nation oder ihre Kirche sei, jeden Tag aufgerufen, auf ökumenischer Ebene die Nächstenliebe, die Schuldvergebung, die Suche nach der Wahrheit, die Betätigung der Barmherzigkeit zu praktizieren. Heute in Berlin ein Zeuge Christi sein zu wollen, das bedeutet, jeden Tag die *Una Sancta* zu glauben und beständig den Glauben in sie zu betätigen: denn meine tägliche Existenz stellt mich vor das unausweichliche Problem zu entscheiden, wie ich diesen Menschen, den ich treffe, ansehe, — als einen Feind, als einen Verbündeten oder als einen Bruder; ob ich hier bin, um zu unterwerfen oder um zu dienen.

Gewiß ist, daß das alles nicht einfach ist und daß die Liebe Christi uns jedenfalls nicht dazu führen darf, zu vergessen, daß wir schwach sind, daß wir ungerecht sind; sondern im Gegenteil, im hellsichtigen Erinnern dessen, was sich ereignet hat, bei der notwendigen Ausübung der Macht und des Rechtes, führt sie uns dazu, zu wissen, daß dieser Mensch, den ich mir gegenüber habe, in letzter Instanz ein Bruder ist, für den Christus gestorben ist, und daß es eben diese Wirklichkeit ist, die alle anderen Wirklichkeiten am Tag des Jüngsten Gerichtes niederwerfen wird. Übrigens, und da das Wort nun ausgesprochen ist — genau dazu muß es kommen: es gibt keine wahre Besetzung noch ehrliche menschliche Beziehungen im Deutschland von heute außerhalb dieser sehr präzisen Erkenntnis, daß eines Tages die Könige der Erde auch vor dem König der Könige und dem Herrn der Herren werden erscheinen müssen. Es ist gewiß nicht übertrieben zu sagen, daß Berlin heute den fünf Völkern, die sich dort begegnen, und all denen, die diese dort beobachten, — denn es gibt dort Vertretungen aller Länder der Erde — diese entscheidende Frage stellt: Bündnis, Verstehen, Frieden oder Tod. Und eine gewisse Zahl von Menschen aus allen Nationen und allen Kirchen versucht täglich die ökumenische Antwort auf diese unausweichliche Alternative zu geben.

Wir haben hier nicht die Absicht, über die verschiedenen ökumenischen Kundgebungen zu sprechen, die in Berlin stattgefunden haben: im Rahmen von Gottesdiensten haben Menschen verschiedener Kirchen zu den Deutschen gesprochen und manchmal eine sehr bedeutende Botschaft gebracht, manchmal haben sie sich auch schwer getäuscht. Übrigens: bereits der Charakter dieser Kundgebungen mit dem ein wenig theatralischen Apparat, der sie umgibt, das Hin und Her der Journalisten mit ihrem Magnesium verfälschen beträchtlich den Sinn dieser Zeremonien. In manchen Fällen kann man nicht umhin, befremdet zu sein vom vergeistigten Charakter solcher Begegnungen, zu denen hunderte und manchmal tausende von Leuten sich außerhalb des Rahmens ihrer Gemeinden versammeln. So ist die Überzeugung, zu der mehr und mehr die christlichen Kreise von Berlin gelangen, daß es eitel ist, das Wort Ökumene auszusprechen und vorzugeben, an der Einheit der Kirche zu arbeiten, wenn man sich aus dem gemeindlichen Rahmen, in den die Vorsehung Gottes die Christen gestellt hat, herauslöst, und daß es eitel ist, sich begegnen zu wollen außerhalb der Sichtbarkeit der Kirche, die eines ihrer wesentlichen Kennzeichen ist, da sie ja der Leib des unsichtbaren und verherrlichten Herrn ist. Daher strebt man mehr und mehr nach einer weniger strahlenden und marktschreierischen Ökumene und nach Kundgebungen, die wenn sie auch weniger feierlich, so zweifellos doch nicht weniger wahr sind, da sie ja Christen aus verschiedenen Nationen dazu bringen, sich im begrenzten und wirklichen Rahmen der deutschen Gemeinden zu

begegnen: merkwürdigerweise sind es da dann die Deutschen, die allen Völkern der Erde einen Ort der Begegnung schenken; sie, die besiegt, besetzt, niedergeworfen sind, haben in der Kirche den herausragenden Platz des Gastgebers, auf gleicher Ebene mit den Besuchern in Uniform. Gewiß, die Orte der Begegnung sind oft ohne Fensterscheiben und eiskalt, und manchmal hören gleichgültige Passanten ein Stück der Predigt. Muß man das so sehr bedauern? Muß man sich nicht vielmehr darüber freuen, daß die Kirche in der Mittellosigkeit berufen ist, die Macht des einen Wortes Gottes erproben zu dürfen?

Einige große Kundgebungen haben jedoch einen außergewöhnlich packenden Charakter gehabt: wir denken vor allem an einen ökumenischen Gottesdienst für die Jugendlichen, an die Szenerie der Marienkirche, wenige Schritte von den Ruinen des Stadtschlusses entfernt, wo vor zweitausend jungen Berlinern ein deutscher Pfarrer das Gleichnis vom unerbittlichen Diener ausgelegt hat, während ein Engländer, ein Amerikaner und ein Franzose daraus die Konsequenzen für das individuelle, nationale und internationale Leben entfaltet haben. Wir denken an die vom protestantischen französischen Militärpfarrer vollzogene Amtseinführung des Moderators der Synode der reformierten französischen Kirche von Berlin und Brandenburg, die Erbin der im 17. Jahrhundert geflüchteten Hugenotten ist. In den Ruinen seiner eingestürzten Kirche schwor der alte Mann, der hart durch mehrere Nazi-Gefängnisjahre heimgesucht worden war, den Treueid auf das Glaubensbekenntnis von 1559 und auf die Kirchenordnung. Wir denken auch und vor allem an den Besuch der Professoren Karl Barth und Eduard Thurneysen, deren kurzer Aufenthalt im vergangenen Juli die Kirche von Berlin mehr als irgendein anderes Ereignis seit dem „Zusammenbruch“ aufgerüttelt hat.

Aber wir denken, daß viel wichtiger, weil viel wirklicher jenes ökumenische Leben ist, von dem die Zeitungen nicht sprechen, welches Christen aus unterschiedlichen Kirchen und Nationen dazu bringt, sich in der Wahrheit in zuweilen entscheidender Weise zu begegnen. So hat im französischen Hauptquartier in Frohnau am Gründonnerstag ein zweisprachiger Abendmahlsgottesdienst stattgefunden, an dem die evangelische deutsche Gemeinde und die protestantische französische Gemeinde teilgenommen haben; so versammeln die Amerikaner und die Engländer, besonders die Quäker, regelmäßig im Rahmen einer sehr großen Gastfreundschaft junge Leute aller Richtungen, die sie dazu bringen, über die großen Probleme unserer Zeit im Lichte des Evangeliums zu diskutieren; so vereint ein sehr lebendiger ökumenischer Kreis zweimal monatlich eine kleine Zahl von außerordentlich verschiedenartigen Christen, von der Heilsarmee bis zur katholischen Kirche, in einem gemeinsamen Suchen danach, was heute die Botschaft der Kirche gegenüber der Welt sein muß. Wie auch immer, – in diesem Sinn jedenfalls müssen sich immer mehr die ökumenischen Anstrengungen, deren Schauplatz Berlin ist, ausrichten, denn es wird keine wirklichen Annäherungen zwischen den Kirchen geben können ohne vorausgehende vertrauensvolle Kontakte und ohne ein gemeinsames christliches Leben zwischen den Gliedern der getrennten Teile des Leibes Christi.

Es bleibt bei diesem allem ein schwarzer Punkt, den im Dunkeln zu lassen vergeblich wäre und dessen Vorhandensein das Berliner ökumenische Leben beträchtlich deformiert: die praktische Unmöglichkeit, in der man sich befindet, qualifizierte Vertreter der gegenwärtigen russischen Kirche zu erreichen. Es gibt wohl eine

gewisse Anzahl von orthodoxen Gemeinden, es gibt sogar den Bischof Alexander, der, im französischen Sektor residierend, die Kirche von Deutschland, den Niederlanden und Belgien leitet. Aber diejenigen, mit denen man zu tun hat, sind und bleiben Emigranten. Welches auch immer der Grad ihrer offiziellen Versöhnung mit dem Patriarchat von Moskau ist – und tatsächlich haben sie alle ihre Unterwerfung vollzogen, – kann man sie dennoch nur als Repräsentanten einer vorübergehend wieder zum Leben erweckten Vergangenheit betrachten. Denn die orthodoxe Kirche von Rußland muß heute, nach all den Berichten, die man lesen kann, ein anderes Gesicht haben. Indes ist es unmöglich in Berlin, dieses andere Gesicht zu sehen. Nach unserer Kenntnis gibt es weder ein Militärfarramt noch Glieder der Kirche, mit denen sich ein ökumenisches Gespräch beginnen lassen könnte. Wir befinden uns hier sicherlich im Herzen des Dramas der modernen Christenheit und folglich zugleich im Herzen des Dramas der Welt unserer Tage; denn es ist ganz klar, daß ein großer Teil des gegenseitigen Mißtrauens und der gegenseitigen Ängste, die tief die UdSSR von den anderen Nationen trennen, beseitigt wäre, wenn es möglich wäre, frei die russischen Christen kennenzulernen und zu treffen und mit ihnen den brüderlichen Dialog jener zu beginnen, die, obwohl sie von verschiedenen Ursprüngen ausgehen, dennoch auf der Suche nach ein- und derselben Wahrheit sind.

Es kommt nicht in Frage, sich hier mit dem Schweigen oder dem Mißtrauen, die gegenwärtig vorhanden sind, abzufinden: wir wissen, daß die eine heilige, apostolische und universelle Kirche sich nicht erfüllen wird ohne die Kirche von Rußland. Deshalb wollen wir offen bleiben und fortfahren zu glauben, daß die Gemeinschaft der Heiligen sich unendlich über die menschlichen Grenzen und Beschränktheiten hinaus erstreckt und daß Gott am Werk ist, um in einem einzigen Leib alle seine über die Erde verstreuten Kinder zu versammeln.

#### ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> Zum Tode von Georges Casalis sind zahlreiche Gedenkschriften erschienen, hier seien nur genannt: eine Sammlung von Würdigungen aus aller Welt, 1989 herausgegeben vom Centro Intereclesial de Estudios Teológicos y Sociales (CIEETS) in Managua: „De Basilea a Managua: Georges Casalis; hermenéutica – revolución – fidelidad“ (317 S.); der knappe Überblick über Leben und Werk durch Friedrich Wilhelm Marquardt: „Georges Casalis, geboren 4. Januar 1917, gestorben 16. Januar 1987“, in: „Junge Kirche“, Nr. 2/1987, S. 66–75. – Für die Berliner Jahre und ihre französische „Vorgeschichte“ vgl. vor allem Dorothee Casalis-Thurneysen, „Lieber mehr sein als mehr haben“, in: Norbert Sommer (Hrsg.), „Nennt uns nicht Brüder! Frauen in der Kirche durchbrechen das Schweigen.“, Stuttgart, 1985, S. 132–140; dies., „De Basilea a Managua“, in: CIEETS, De Basilea, S. 11–28; ebda., S. 97–115 Kurt Anschütz, „La liberación tenía que venir desde afuera“ (in erweiterter Form wird dieser Aufsatz in der 1990 im Alektor-Verlag erscheinenden Festschrift für F. W. Marquardt veröffentlicht). Außerdem sei auf die Vorträge und Zeitzeugenberichte auf der Tagung der Evangelischen Akademie Berlin (West) Mitte Oktober 1990 „Georges Casalis – 1946 bis 1950 in Berlin“ aufmerksam gemacht; sie sollen noch 1990 veröffentlicht werden. – Für Mitteilungen und weitere Dokumente über die Arbeit von Casalis in Berlin wäre der Verfasser in Vorbereitung einer größeren Untersuchung dankbar.
- <sup>2</sup> Vgl. Interview von Georges Casalis mit Till Wilsdorf vom 31. Juli 1978, unveröffentlicht. Bereits für Juli 1950 ist eine ähnliche Formulierung belegt; in einem Rundbrief an ihre fran-

- zösischen Freunde über ihre Erfahrungen im besiegten Deutschland hatten G. und D. Casalis damals geschrieben: „es ist leichter, besetzt zu sein, als zu besetzen, arm zu sein, als reich zu sein inmitten der Armut eines ganzen Volkes“. Originaltext und Übersetzung dieses wichtigen Briefes sollen in der Zeitschrift für „Kirchliche Zeitgeschichte“ 1991 veröffentlicht werden.
- <sup>3</sup> Vgl. die bislang unveröffentlichten, Mitte der achtziger Jahre entstandenen Lebenserinnerungen von Georges Casalis, S. 34.
- <sup>4</sup> Georges Casalis, „Jeunesse d'Outre-Rhin“, in: „Hommage et Reconnaissance à Karl Barth“, Delachaux 1946, S. 176f und S. 185f.
- <sup>5</sup> Johann Herding (i. e. Georges Casalis), „Das ökumenische Karussell“, in: „Unterwegs“, Heft 1/1947, S. 41–43, Zitat S. 43.
- <sup>6</sup> Vgl. Rappports 2 und 3, vom 15. Juni 1946, S. 5. Während seiner Tätigkeit in Berlin hatte Casalis dem französischen Militärbischof regelmäßig „Rappports“ zu erstatten; ca. 100 Seiten umfassend, stellen sie eine hervorragende zeit- und kirchengeschichtliche Quelle dar: Übersetzung und Herausgabe werden zur Zeit vom Verfasser vorbereitet.
- <sup>7</sup> Casalis, Jeunesse, S. 185.
- <sup>8</sup> Rappports 2 und 3, S. 5f.
- <sup>9</sup> Casalis, Lebenserinnerungen, S. 36.
- <sup>10</sup> Eintragung in sein Tagebuch unterm 19. November 1945.
- <sup>11</sup> Rappports 7–10, S. 1.
- <sup>12</sup> Casalis, Ökumenisches Karussell, S. 43.
- <sup>13</sup> Im Text nicht eigens nachgewiesene Zitate entstammen dem folgenden „Berliner Ökumene“-Artikel.
- <sup>14</sup> Vgl. den Rundbrief von Martin und Marianne Albertz vom 25. Mai 1946, S. 1; die Kopie wurde mir durch Pfarrer Rudolf Weckerling zugänglich gemacht.
- <sup>15</sup> Rapport 4, vom 22. Juli 1946, S. 10f.
- <sup>16</sup> Ich folge im nächsten Abschnitt im wesentlichen der knapp 100 Seiten umfassenden Darstellung von Sergius Taurit, „250 Jahre Russisch-Orthodoxe Kirche in Berlin. Eine Zusammenfassung“, Berlin, 1988; vgl. außerdem Konrad Onasch, „Grundzüge der Russischen Kirchengeschichte“, Göttingen, 1967, S. 126ff, sowie Hildegard Schaeder, Art. „Orthodoxe Kirche. III. In der Emigration“, RGG<sup>3</sup>, Bd. IV, Sp. 1716–1718, und das von Peter Hauptmann und Gerd Stricker herausgegebene Sammelwerk „Die Orthodoxe Kirche in Rußland. Dokumente ihrer Geschichte (860–1980)“, Göttingen, 1988.
- <sup>17</sup> Rappports 2 und 3, S. 4 und S. 10.
- <sup>18</sup> Rapport 4, S. 9.
- <sup>19</sup> Vgl. Rapport 4, S. 7.
- <sup>20</sup> Unter diesem Titel gab die Gruppe seit Frühjahr 1947 eine eigene Zeitschrift heraus; Lizenz sowie Papier hatte Casalis erwirkt, er hatte auch den programmatischen Titel vorgeschlagen, den er von Lk 24,17 her verstand. Die Zeitschrift stellte Ende 1954 ihr Erscheinen ein.
- <sup>21</sup> Vgl. Casalis, Jeunesse, S. 184.